

18A 8446

SONNTAGSBEILAGE

National-Zeitung Basel, Nr. 581, Sonntag, 15. Dezember 1968

Karl Barth

Von Eduard Thurneysen

Mit Karl Barth ist der protestantischen Kirche und ihrer Theologie der Mann geschenkt worden, der dazu geholfen hat, in der Wende der Zeiten, in der wir uns befinden, zu bestehen und neuen freien Weg zu gewinnen. Nun ist er von uns gegangen, wir aber gedenken seines Werkes in tiefer Dankbarkeit gegen Gott und in ganzer Zuversicht, dass es seine Frucht tragen wird.

Karl Barth wurde am 10. Mai 1886 in Basel geboren. Aufgewachsen ist er in Bern, wo sein Vater als Professor für Kirchengeschichte und Neues Testament gewirkt hat. Er studierte in Bern, Tübingen, Marburg und Berlin. Im Herbst 1909 trat er ins Pfarramt, zunächst in Genf als pasteur suffragant an der deutschsprachigen Gemeinde, dann aber für zehn Jahre (1911 bis 1921) in die Bauern- und Arbeitergemeinde Safenwil im Kanton Aargau. Es ist eine im Jahre 1943 von Karl Barth selber verfasste kurze Rückschau auf sein Leben vorhanden. Darin schreibt er:

«Ich habe in diesem Aargauerdorf in jeder Hinsicht sehr lebhaft gelebt. Was es mit der Aufgabe eines reformierten Predigers, Lehrers und Seelsorgers auf sich habe, ist mir erst dort in seiner ganzen Grösse

ferne, unnahebare Gott bleiben, sondern er ruft uns zu sich durch sein Wort, um unser Gott zu werden, der Gott für die Menschen, der er von Ewigkeit her ist. Und wir dürfen Menschen für Gott sein. So hat er uns erwählt. So wird Gott der menschennahe Gott unter lauter gottfernen Menschen.

Rückgriff auf die verschüttete Grundlage

Diese Entdeckung war es, die Barth aufzuleuchten begann in jenen frühen Jahren. Er redet von Jesus Christus. In unbestechlicher Sachlichkeit hat er fortan von keinem andern Namen gewusst, auf den er sich berufen konnte. Seine ganze Theologie ist mehr und mehr in strenger Ausschliesslichkeit zur Christologie geworden. Von Jesus Christus aus denkt er, und zwar so, dass er die Evangelien gleichsam von hinten her liest: von dem Jesus Christus her, der auferstanden ist von den Toten. Die Auferstehung dessen, der am Kreuz stirbt, um uns allen zum Bruder zu werden bis in die letzte Tiefe, ist die Wende, die in

Gott, der in einem Lichte wohnt, wo niemand zukann, der aber auch, indem er auf uns zukommt, der treue Gott ist, der sich dem offenbart, der sich an sein Wort hält. Wie eine grosse Klärung kam es in jenen Jahren über Barth und seine Freunde, als sie sich zu diesem unbeirrbareren Aufhalten beim Worte Gottes gerufen sahen. Es eröffnete sich ihnen ein Weg, der weit abseits lag von den scheinbar hellen, leichten, breiten Strassen, auf denen sie die andern wandeln sahen. Wie der Feuerschein eines ausbrechenden Vulkans, besser wie ein Blitz leuchtet es vor ihnen auf, der für einen Augenblick alles erhellt, und nun wird man im Dunkeln sehend und bleibt ein Sehender, auch wenn das Dunkel einen wieder umgibt.

Von der Kanzel zum Lehrstuhl

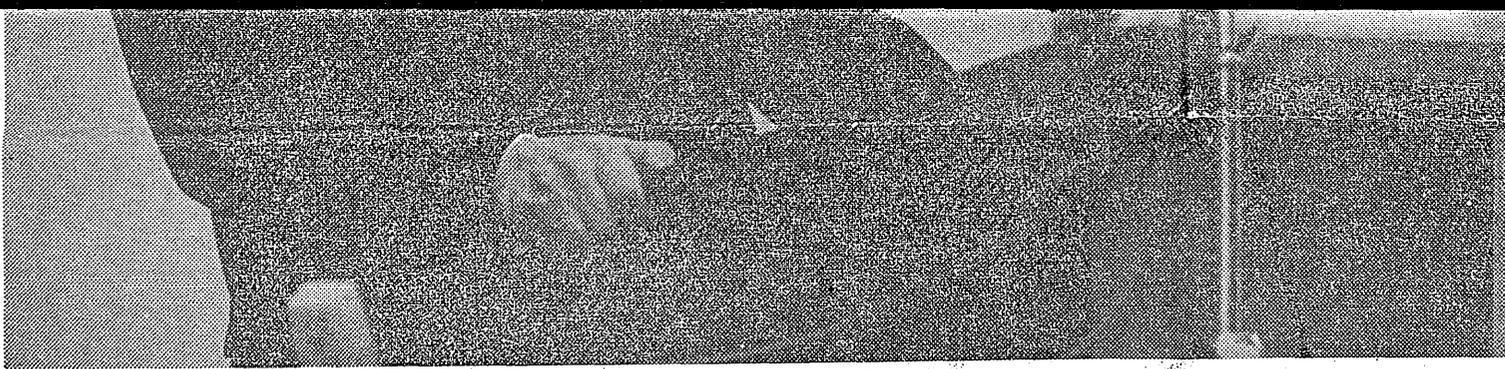
Der Römerbrief wurde zu einem weithin leuchtenden Signal. Er brachte Karl Barth den Ruf auf die reformierte Professur in Göttingen im Jahre 1921. Er schreibt darüber: «Ich war für eine akademische Laufbahn durchaus nicht vorbereitet, meinte mich aber nicht versagen zu dürfen, verliess die Heimat, ging unter die (Schweizer in fremden Diensten) und begann im fernem und reichlich fremden Hannoverland vor einem zunächst mässigen, aber sehr bewegten Auditorium Vorlesungen zu halten. Die nötigsten Voraussetzungen dazu hatte ich mir jahrelang in harter Arbeit zu verschaffen. Die Sache kam aber langsam in Gang, und schon nach wenigen Monaten bin ich sogar mit einem theologischen Ehrendoktor geschmückt und also nachträglich akademisch legitimiert worden.» 1925 wurde Barth Professor an der Universität Münster in Westfalen. 1930 berief man ihn nach Bonn. Darüber schreibt er: «Hier habe ich die bisher lebendigsten und reichsten Lehrjahre zugebracht. Als 1933 der Nationalsozialismus in Deutschland zur Herrschaft kam, sah ich meine nächste Pflicht darin, die mir anvertrauten Studenten inmitten der allgemeinen Aufregung zur Fortsetzung möglichst ordentlicher theologischer Arbeit anzuhalten, meine weitere Pflicht aber darin, die evangelische Kirche für ihren Dienst in der veränderten äusseren Lage frei, das heisst, der herrschend gewordenen weltanschaulichen Ideologie gegenüber beim biblischen Evangelium zu erhalten. So wurde ich in den sogenannten Kirchenkampf verwickelt.» Barth hat in diesen Jahren neben zahllosen Predigten und biblischen Auslegungen und Schriften zur politischen Lage an seiner «Kirchlichen Dogmatik» gearbeitet. Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise den Inhalt dieses Riesenswerkes zu entfalten. Es sind bis heute 13 Bände davon erschienen mit über 8000 Seiten. Die christliche Wahrheit wird hier in ihrem ganzen Umfang dargestellt. Eine Wolke von Zeugen marschiert darin auf. Aber bezeichnenderweise ist «das Register der Bibelstellen immer noch viel umfangreicher als das Namensregister» (Rolf Eberhard in der Nationalzeitung zum 80. Geburtstag Karl Barths).

Das grosse Ja zur Schöpfung

Eines freilich sei festgehalten: Barth hat, indem er von Gott redet, immer auch vom Menschen geredet. Gott der Gott der Menschen, der Mensch der Mensch Gottes! Das wird in seiner ganzen Dogmatik durchgehalten. Gerade weil es Barth nur um Gott geht, geht es ihm nicht nur um Gott, sondern auch um den Menschen, gerade weil es Gott selber wirklich um den Menschen und seine Erlösung geht. Gott hat einen Bund geschlossen, in dem seine Schöpfung und mit ihr der Mensch aufgehoben sind. Das Leben des Menschen in allen seinen Bereichen, also auch in den Bereichen der Welt, der Kultur, der Politik und der Wirtschaft, wird zum Schauplatz des Handelns Gottes. Der Mensch ist zum Partner Gottes erwählt und gehört als solcher unabdingbar zusammen mit seinem Mitmenschen. Er lebt nicht in zwei Reichen, einem äussern und einem innern, wie noch Luther gelehrt hat. Er hat es überall und in allen Dingen mit Gott zu tun, der in der Auferstehung Jesu Christi seine Hand auf alles Irdische gelegt hat. «Die Erde ist des Herrn, der Erdboden und alles, was darauf wohnet!» (Ps. 24, 1). Das ist die Linie, auf der Barth steht. Er verkündet die Herrschaft Gottes über alle Geschöpfe, über das ganze Leben der Erde, und seien die Greuel der Menschen noch so schrecklich.

Man hat Barth gerade um dieser unerhörten Ausweitung der





Prof. Karl Barth bei seiner letzten Basler Vorlesung am 1. März 1962.

wenigstens bewusst geworden. Im Zusammenhang mit meiner Berufsarbeit habe ich mich auch wissenschaftlich, so gut es ging, auf der Höhe zu halten gesucht. Daneben hat mich damals der Sozialismus in Theorie und Praxis kräftig in Anspruch genommen und auch in erhebliche Kämpfe verwickelt. Von Safenwil aus habe ich auch den ersten Weltkrieg von weitem mitbedacht und miterlitten.

In die Safenwiler Zeit fällt die entscheidende Wendung meines Lebens, durch die dann auch seine äussere Fortsetzung bestimmt worden ist. Ich konnte mich auf die Länge nicht überzeugen, dass das, was ich meiner Gemeinde zu bieten hatte, das Richtige war: richtig im Verhältnis zur Bibel, deren Auslegung mir zur Aufgabe gemacht war, und richtig im Verhältnis zu dem, was sich mir als das konkrete Bedürfnis der Menschen unserer Zeit aufdrängte. In diesen Engpass geraten, bin ich auf Christoph Blumhardt, Vater und Sohn, aufmerksam und mit Pfarrer Hermann Kutter in Zürich persönlich und sachlich bekannt geworden. Ich empfang damit die schlichte Anregung, der Bibel gegenüber noch einmal unbefangen zu werden und mir von ihr direkter als bisher sagen zu lassen, was es mit dem Christentum auf sich haben möchte. So bin ich als Theologe auf einen ehrlicheren und festeren Boden gekommen. Orthodox bin ich bis auf diesen Tag nicht geworden, doch bin ich die etwas schwachmütigen historischen und psychologischen Kategorien jener einst modernen Theologie allmählich los geworden und habe gelernt, mich in den grössern Horizonten der alt- und neutestamentlichen und später besonders auch der reformatorischen Lehre zurechtzufinden und mein nun erst recht freies Denken in diesem Raume zu üben.»

Was heisst predigen?

Wie ist es zu dieser Wendung gekommen? Wie haben wir den «Engpass» zu verstehen, in den Barth sich gedrängt sah? Barths Ausgangspunkt ist die Frage: Was heisst predigen? Er war gelehrt worden, predigen heisse ein Wort über Gott sagen, indem man aus dem eigenen Gedankengut, aus eigener religiöser Bewegtheit seine Aussage über Gott mache und damit die Menschen, die man anredet, ihrerseits in religiöse Bewegtheit versetze (so nach Schleiermacher). Aber Barth erkannte: der Mann auf der Kanzel habe kein eigenes, sondern ein ganz anderes, fremdes, neues Wort zu sagen, ein Wort, das Gottes Wort selber wäre. Jedoch: steht denn Gottes Wort jemals einem Menschen zur Verfügung? «Gott ist im Himmel und wir sind auf Erden», heisst es in diesen Jahren immer wieder bei Barth. Wer vermag Gottes Wort vom Himmel herabzuholen? Und doch — gibt es einen andern Weg, den Menschen zu helfen in der Not ihrer Bedrängnis, als dass man ihnen zu Gott hilft? Gott muss ihnen wieder begegnen mit der Macht seiner Hilfe, dann und nur dann ist ihnen geholfen. Gott begegnen aber heisst immer: ihm begegnen in seinem Wort. Wie soll dieses sein Wort für uns hörbar und fassbar werden? Wie soll also in echter Weise gepredigt werden? Muss nicht auch der tiefstninnigste und begabteste Prediger scheitern an der Unnahbarkeit Gottes? Wenn nicht — ja, wenn es nicht Gott wohlgefallen sollte, sich selber in seinem Worte kundzugeben und menschliche Ohren und Lippen dafür zu öffnen, dass sein Wort hörbar und sagbar wird?! Dieses «wenn nicht» Gottes, also seine Herablassung, das Menschlichwerden seines Wortes über alle Abgründe hinweg, müsste sich ereignen. Und es hat sich ereignet, denn Gott will nicht der

Christus über die ganze Menschenwelt gekommen ist, die Offenbarung der grenzenlosen Barmherzigkeit Gottes. Sie ist die Spitzenaussage, die Barth über das Handeln Gottes an uns macht.

Der Durchbruch zu dieser Erkenntnis war die grosse Entdeckung, die Barth damals zunächst erst ganz bruchstückhaft machen durfte. Er hat sie viel später, als es im deutschen Kirchenkampf darum ging, die christliche Gemeinde zum Widerstand aufzurufen gegen die Massenpsychose des nationalsozialistischen Totalitarismus, in den sechs Sätzen der sogenannten «Barmer Erklärung», die zu einem neuen Glaubensbekenntnis geworden ist, zusammengefasst in der Aussage: «Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.» Aber ist dies wirklich eine neue Entdeckung? Nein! Die Kirche hat von Anfang an um diese Entdeckung gewusst. Diese ist geradezu die Grundlage der christlichen Gemeinde aller Zeiten. Aber diese Grundlage ist tief verschüttet worden. In der Reformation wurde sie neu entdeckt. Barth hat auf sie zurückgegriffen und sie in einer bestürzenden Weise neu herausgestellt. Er kam sich, wie er sagt, vor wie einer, «der im dunkeln Treppenturm sich aufwärts tastet und dabei anstatt des Geländers ein Seil ergreift, das ein Glockenseil war, und der nun zu seinem Schrecken hören muss, wie die grosse Glocke angeschlagen hat». Die Verschüttung bestand damals darin, dass die Kirche und ihre Theologie spätestens seit Schleiermacher (und heute aufs neue!) statt nach Gott und nach seinem Wort allein zu fragen nach dem Menschen fragt, der meint, in den von ihm, dem Menschen, ausgehenden religiösen Erlebnissen und Bemühungen Gottes habhaft zu werden. Als ob das möglich wäre! Barth hat sich von dieser Fragestellung der modernen neuprotestantischen Theologie, von der er selber herkam, gänzlich gelöst. Er hat sein berühmtes «Nein!» auch gegen ehemalige Freunde geschleudert. 1923 wurde von ihm eine Zeitschrift «Zwischen den Zeiten» herausgegeben, in der er und seine Freunde ihre Arbeiten veröffentlichen konnten und die sich, wie Barth selber sagt, «bis zu dem 1933 hereinbrechenden vorläufigen Ende aller Dinge wacker gehalten hat».

Wachtposten beim Bibelwort

Aber zunächst hat sich Barth, und das ist das entscheidende Tun jener Jahre, damit beschäftigt, die Bibel ganz neu zu lesen und auszuliegen. Die bisherige Theologie hatte ein ethisches Bibelverständnis gelehrt. Die Bibel wurde dadurch zum Moralbuch. Oder es war der soziale Gehalt der Bibel, der ins Licht gesetzt wurde, oder es gab ein mystisches Verständnis der Bibel, oder das der Schule von Rudolf Bultmann, die die Bibelworte auf ihre Bedeutsamkeit für die Erhellung menschlicher Existenz abhorcht und dabei ein auf die Philosophie Heideggers sich stützendes Selbstverständnis dieser Existenz fordert. Die Bibel soll zum Lesebuch werden für den Menschen, der sich selber zu verstehen sucht. Barth hat alle diese Pisten abgeschritten, um sie hinter sich zu lassen. Er hat schon in den ersten Jahren seiner Anfänge seine berühmt gewordene Auslegung des Römerbriefes geschrieben, die alle Versuche abschnitt, an Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen vorbei zur Erkenntnis des Heils zu gelangen. Er hielt wie ein zunächst einsamer Wachtposten aus beim Bibelwort. Von ihm her hatte er seine Entdeckung gemacht von dem

in der Auferstehung Jesu Christi seine Hand auf eines Menschen gelegt hat. «Die Erde ist des Herrn, der Erdboden und alles, was darauf wohnet!» (Ps. 24, 1). Das ist die Linie, auf der Barth steht. Er verkündet die Herrschaft Gottes über alle Geschöpfe, über das ganze Leben der Erde, und seien die Greuel der Menschen noch so schrecklich.

Man hat Barth gerade um dieser unerhörten Ausweitung der christlichen Gnadenbotschaft willen vielfach angegriffen. Aber er hat gerade dadurch auch Mitkämpfer und Freunde gewonnen. Zu diesen zählen wir Dietrich Bonhoeffer, der nur scheinbar von Barth abgewichen ist, in Wirklichkeit aber ihm seine Botschaft von der Liebe Gottes zur ganzen Schöpfung, seine weite Weltlichkeit abgenommen und sie auf seine Weise vertreten hat. Barth selber sagt einmal: «Meine Gedanken kreisen um die Glorie Gottes, in der auch unser Heil inbegriffen ist.» Solche Aussagen haben nichts zu tun mit frommer Weltverklärung, aber sie haben sehr viel zu tun mit dem grossen Ja, das Gott selber zu seiner Schöpfung sagt. Der Glanz seiner Güte und Treue liegt weiter und weiter über allen Menschen, auch wenn sie Schuld über Schuld häufen und tief in Blut und Tränen stehen. Gott gibt seine Kinder auf Erden nicht preis, er führt die ganze Weltgeschichte einem letzten Ziele entgegen. Das ist die feste Zuversicht, an der Barth bis zuletzt festhält. Von da aus verstehen wir auch die Liebe Barths zur Musik, im besondern zur Musik Mozarts, in der er allem menschlichen Jammer zum Trotz den Jubel erklingen hört über die grosse Freude, die Gott allem Volke zgedacht hat, als er in der Weihnacht seinen Sohn in die Krippe legte. Das «dona nobis pacem», wie es bei Mozart erklingt, ist kein Verzweiflungsschrei einer hoffnungslosen Welt, sondern der Ruf, den Gott selber in die Herzen legt, weil er ihn erhören will und erhören wird.

Es gibt noch Wüsteres als den Krieg

Das alles bedacht, wird klar, weshalb Barth ein ganz positives und energiegeladenes Verhältnis hat zur Politik. Seine schon zitierte Barmer Erklärung eröffnet den Ausblick auf ein tätiges Handeln, das der Christengemeinde in der Welt aufgetragen ist. Barth grenzt sich ab gegen jede falsche Innerlichkeit, die mit der Welt nichts zu tun haben will. Er sagt: «Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern andern Herren zu eigen wären.» In solch einem Satze wird der totale Widerstand proklamiert gegen jede Art politischen Totalanspruchs über uns Menschen. Diese Proklamation ist gehört worden und hat Hitlers Versuch, auch die Kirche in Deutschland unter seine Herrschaft zu bringen, vereitelt. Die Gemeinde, die unter ihrem Herrn steht, ist und bleibt frei. Sie kennt keinen andern Herrn über sich.

Und der Krieg? Wie hat sich Barth zum Waffendienst gestellt, der in jenen Jahren nicht nur in Deutschland, sondern ein wenig überall in der Welt gefordert war? Wir denken daran, dass Barth 1935 aus Deutschland ausgewiesen wurde, weil er den Eid zu dessen oberstem Führer und Kriegsherrn verweigert hat. Aber drei Tage nach der Bekanntmachung dieser Absetzung hat ihn der Regierungsrat unserer Stadt durch den damaligen Vorsteher des Erziehungsdepartementes, Dr. Fritz Hauser, auf einen ausserplanmässigen Lehrstuhl an der Universität Basel berufen. Hier hat Barth eine neue letzte, reiche Tätigkeit entfaltet. Studenten aus allen Ländern kamen seinetwegen in unsere Stadt. Aber auch im Vaterlande hielt Barth es für geboten, die Zusammenhänge zwischen Politik und Theologie zur Sprache zu bringen. Eben hier hat er in unmissverständlicher Weise erklärt, dass er den Krieg zwar für einen Greuel halte, aber, sagt er, «man vergisst leicht, dass es noch Wüsteres gibt als den Krieg. Gegen noch Wüsteres uns zu wehren, sei es denn: auch mit Krieg zu wehren, dazu müssen wir willig und bereit sein.» Unter diesem noch Wüstern verstand er den Götzendienst des absoluten Staates, der auch nach unserem Lande zu greifen drohte. Barth hat gewiss aus der Heimat und ihrer Freiheit keinen Götzen gemacht, aber er war selber bereit, sich als Soldat in Dienst nehmen zu lassen, um in ganz eindeutiger Weise mitzuhelfen, eben die Heimat vor jenem noch Schlimmeren zu bewahren. Er hat sich auch an der «Aktion nationaler Widerstand» beteiligt und damit manchen in seinem Abwehrwillen gestärkt.

Wichtig wurde ihm in diesen Basler Jahren noch eines: die Teilnahme an der ökumenischen Bewegung, wie sie von Genf ausging.

In diesem Zusammenhang nahm er auch mehr und mehr Kontakte mit der römisch-katholischen Schwesterkirche auf.

In seiner letzten Lebenszeit war er mancherlei schwerem Leiden unterworfen. Er blieb bis zuletzt dem ganzen Geschehen in Zeit und Welt gegenüber zuversichtlich, weil er dessen gewiss war, dass Gott im Regimente sitzt und seine Schöpfung nicht dem Chaos preisgeben wird. Angesichts seines Todes schliessen wir mit einem Wort Karl Barths:

Andrej D. Sacharows Memorandum

Von Max Frisch

Das Memorandum des russischen Physikers Andrej D. Sacharows, das dieser an die Führung im Kreml geschickt hatte, wurde im Spätsommer dieses Jahres, vor dem Einmarsch der Warschauerpakt-Truppen in die Tschechoslowakei, im Westen veröffentlicht. Es war die Stimme eines Vertreters der Intelligenzia, eines Privilegierten der sowjetischen Gesellschaftsordnung, der es sich erlauben durfte anzuklagen, zu kritisieren und für Gedankenfreiheit einzutreten. Der Diogenes-Verlag, Zürich, veröffentlicht nun in diesen Tagen das bedeutungsvolle, brisante Dokument, dessen Text zuerst in englischer Uebersetzung in der «New York Times», kurz darauf in der «Zeit», als deutsche Uebersetzung aus dem Englischen, erschien. Die Diogenes-Ausgabe stellt die erste autorisierte deutsche Uebersetzung aus dem Russischen dar; sie wurde vom Possev-Verlag, Frankfurt, zur Verfügung gestellt. Max Frisch, der sich während des vergangenen Sommers in der Sowjetunion aufhielt, setzt sich in seinem Nachwort mit dem seit den Ereignissen in der CSSR erst recht aktuell gewordenen Schriftstück auseinander. Mit Genehmigung des Verlages drucken wir Frischs kritische Interpretation ab.

Red.

Ein führender Wissenschaftler der UdSSR, Physiker, habe an die Staatsführung ein umfängliches Memorandum geschrieben, Gedanken über Fortschritt und geistige Freiheit als Voraussetzung des Fortschritts — so ungefähr hörte man es in diesem Sommer (1968) in Moskau. Ein Gerücht. Offenbar hatte der Verfasser, damit seine Mahnung nicht in behördlichem Schweigen untergehe, diese nicht nur an die Staatsführung geschickt, sondern Vervielfältigungen davon herstellen lassen und weitherum verteilt, hauptsächlich an Intellektuelle. Ob Vervielfältigung durch Druck oder durch Fotokopie, weiss ich nicht; jedenfalls ohne das Placet der Zensur, die eine reguläre Veröffentlichung nie zugelassen hätte. Da gegen Ende Juni davon zu hören war, muss die Verbreitung dieser Schrift, vom Verfasser auf Juni datiert, sehr rasch erfolgt sein. Bekanntgabe von Gedanken ohne behördliche Genehmigung der Bekanntgabe: also ein Apokryph. Wie es später in den Westen gelangt ist, ob mit oder ohne Wissen seines Verfassers, ist uns nicht bekannt. Die Frage, ob es richtig und in einem andern als nur verlagsrechtlichen Sinn erlaubt ist, eine apokryphe Broschüre zu verbreiten, ist zu stellen. Der Verfasser hat sie nicht für den westlichen Leser geschrieben, sondern für seine Landsleute: als Einladung zur internen Kontroverse, wobei dem Verfasser wahrscheinlich eine westliche Einmischung nicht erwünscht sein kann. Was er zu sagen hat, nicht zuletzt auch die Art seiner Argumentation, das hilft uns aber zu einer besseren Kenntnis seines Landes, als die Betreuer auf Reisen sie geben, zu einem Verständnis, das wir, eingespannt zwischen die beiden Supermächte, die heute über die Welt verfügen, für uns selbst benötigen; insofern halte ich es für richtig, dass diese Broschüre auch bei uns verbreitet wird.

Was wir vom Verfasser wissen

Andrej Dmitriwitsch Sacharow, Jahrgang 1921, studierte während des Krieges an der Moskauer Universität und arbeitete nach 1945 an dem Lebedew-Institut für Physik. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften, was die grösste Auszeichnung für einen sowjetischen Wissenschaftler ist, schon mit 32 Jahren. Seine Forschung, so heisst es, führte zur Entwicklung der sowjetischen Wasserstoffbombe.

«Mir genügt — innerhalb der vollen Sterblichkeit des menschlichen Lebens — als Inbegriff aller Hoffnung, mich an Gott zu halten. Mit mir geht es zu Ende; aber Gott ist meine Zuversicht. Unter «meinem Sein» kann ich mir gar nichts denken, aber alles im Blick auf den Auferstandenen. Wessen anders kann man sich freuen? Gibt es einen andern Inbegriff unseres eigenen Eschatons, unseres Jenseits? Die ganze Fülle eschatologischer Aussagen ist in der Aussage gefasst: Gott ist unser Jenseits.»

äussern, ohne der Obrigkeit auf den Mund zu sehen und ohne Angst um unser Leben.

Ein Privilegiertes spricht für andere

Der Leser wird nicht vergessen dürfen, dass der Verfasser, der dieses Memorandum herauszugeben wagte, in einer besonderen Lage ist; wollen die Sowjets auf den Mond, und zwar als erste, um den Stand ihrer Wissenschaft und ihr technisches Potential unter Beweis zu stellen, so ist ein Schriftsteller wie Solschenizyn, wenn er sich ebenso gegen die Zensur auflehnt, durchaus entbehrlich, nicht aber ein Kosmophysiker wie A. D. Sacharow. Hier spricht somit ein Privilegiertes, allerdings einer, der sich daraus eine Pflicht macht, für andere zu sprechen, die es nicht wagen können, die Obrigkeit zu mahnen:

— wie inkompetente Zensur die lebendige Seele der sowjetischen Literatur im Keim erstickt. Das gleiche ist es mit allen anderen Gedankenäusserungen in der Öffentlichkeit, wodurch Stillstand, Fadheit, das Fehlen irgendwelcher neuer und tiefer Gedanken verursacht wird. Tiefgründige Gedanken werden nur in Diskussionen geboren, wenn Erwiderungen laut werden, bei der grösstmöglichen Freiheit, nicht nur kontrolliert richtige, sondern auch zweifelnde Ideen zu äussern. Das war schon den Philosophen des alten Griechenland klar, und heute gibt es wohl kaum jemanden, der dies bezweifelt. Aber nach 50 Jahren ungeteilter Herrschaft über die Gedanken eines ganzen Landes scheint unsere Führung sogar die Andeutung einer solchen Diskussion zu fürchten. An dieser Stelle sind wir gezwungen, die schändlichen Tendenzen der letzten Jahre zu erwähnen.

Es ist schon viel, die Namen von Daniel und Sinjajwskij, von Ginsburg und Galanskow überhaupt zu erwähnen, Namen solcher, die in Arbeitslagern mindestens zur Vergessenheit verurteilt sind, oder den Namen von A. Solschenizyn, der am 11. 12. 1968 seinen fünfzigsten Geburtstag beging, in schwerer Bedrängnis; der Verfasser geht noch weiter: er nennt auch Neostalinisten, die für diese Praxis verantwortlich sind, offen beim Namen, beispielsweise den Leiter der Abteilung Wissenschaft im Zentralkomitee der KP.

Die Leitung unseres Landes und unser Volk sollen wissen, dass die Einstellung dieses zweifellos klugen, verschlagenen und in seinen Ansichten und Prinzipien sehr konsequenten Mannes grundlegend stalinistisch ist (d. h. von unserem Gesichtspunkte aus die Interessen der bürokratischen Elite schützt) und dass sie sich fundamental von den Hoffnungen und Bestrebungen des grössten und aktivsten Teils unserer Intelligenz unterscheidet, die nach unserer Meinung die wahren Interessen unseres ganzen Volkes und der fortschrittlichen Menschheit vertritt.

Ueber seine Hoffnung sagt A. D. Sacharow:

Heute liegt der Schlüssel zu einer fortschrittlichen Entwicklung des Regierungssystems zum Wohl der Menschheit in der Freiheit des Geistes. Das ist insbesondere von den Tschechoslowaken verstanden worden, und wir müssen zweifellos ihre mutige und für das Schicksal des Sozialismus und der ganzen Menschheit wertvolle Initiative sowohl politisch als auch durch Verstärkung der wirtschaftlichen Hilfe unter-

stellung, dass die beiden Länder sich angleichen, deckt sich mit der Hoffnung des Verfassers, der von der unausgesprochenen, aber alle Erwägungen bestimmenden Annahme ausgeht, dass es gegenüber der UdSSR—USA keine Alternative gebe. Die Broschüre endet in einem futurologischen Versuch. China wird dabei nicht in Rechnung gesetzt, geschweige denn West-Europa, aber auch nicht Afrika: nicht als Subjekt der Geschichte, nur als Objekt; die UdSSR und die USA zusammen werden die Welt retten. Man braucht nicht Maoist zu sein, um mindestens zu zweifeln, ob der Maoismus, im Gegensatz zum sowjetischen Humanismus, sich mit den Begriffen von Barbarismus und Nationalismus hinreichend definieren lasse. Das ist in der heutigen Sowjetunion allerdings die herrschende Meinung, der Sacharow sich anschliesst, bestimmt durch sein Entsetzen über Grausamkeiten, aber ohne Analyse. Stichhaltiger als der futurologische Versuch (in einer Fussnote heisst es: «Der Verfasser sieht die Primitivität seines Versuchs einer Futurologie, die Bemühungen sehr vieler Fachleute voraussetzen würde, ein.») erscheint die Kritik an der heutigen sowjetischen Praxis, die als Pseudo-Sozialismus bezeichnet wird.

Ist die Verfolgung im Stil von Hexenjagden Dutzender von Vertretern sowjetischer Intelligenz, die gegen die Willkür von Justiz- und psychiatrischen Organen aufgetreten waren, der Versuch, ehrliche Menschen zum Unterschreiben von erlogenen und heuchlerischen Widerrufen zu zwingen, die Entlassung aus Arbeitsstellungen mit Eintragung in die «Schwarze Liste», die Beraubung junger Schriftsteller, Redakteure und anderer Intellektueller aller Existenzmittel nicht eine Schande? (...) Ist der letzte antisemitische Vorfall in der Personalpolitik nicht eine Schande? (...) Ist die fortgesetzte Beschneidung der Rechte der Krim-Tataren, die durch die stalinschen Verfolgungen etwa 46 % ihres Volkes verloren haben, nicht eine Schande?

Das hört der Kreml nicht gern.

Hören wir es gern?

Das wurde nicht gern gesagt.

Ein Akt staatsbürgerlichen Gewissens —

— so verstehe ich diese Broschüre — unter Bedingungen, wo es dazu eines ausserordentlichen Mutes bedarf: ein Akt also, der als solcher unsere grösste Hochachtung verdient. Man wird sich fragen, welche Wirkung er haben kann. Das ist von hier aus, auch wenn man über die heutige Praxis in der Sowjetunion das eine und andere weiss, schwer abzuschätzen. Die Broschüre ist in der Staatssprache verfasst, damit die Funktionär-Kaste sie versteht. Damit aber ist von vornherein das ausgeschlossen, was der Leser über die Informationen hinaus vielleicht erhofft: ein Denk-Vorstoss, der weiter reichen würde als das gewohnte Vokabular der Politik. Dass dies in Gesprächen unter vier Augen stattfindet, ist anzunehmen; davon zeigt die Broschüre nichts an. Der Verfasser hält sich strengstens an die offiziöse Terminologie, wobei auffällt, wie sparsam er den Begriff Revolution verwendet, der im Westen zurzeit ein Lieblingsbegriff ist. Das muss nicht heissen, dass der Verfasser konservativ ist. Im Gegenteil; darin kann sich auch das Wissen ausdrücken, dass der Begriff Revolution überholt und mindestens in der hochentwickelten Industriegesellschaft romantisch geworden ist, indem fundamentale Umwälzungen weniger von dieser oder jener politischen Ideologie ausgehen als von technologischen Entwicklungen und ihren unaufhaltsamen Konsequenzen, das heisst: weitgehend unabhängig vom gesellschaftlichen System. Hier begibt sich der Verfasser seiner grossen Möglichkeit als Naturwissenschaftler: Politik zu entideologisieren und die politische Terminologie, auch unsere, zu entlarven als das, was sie ist: als Relikt, das ins Museum gehört, teilweise sogar in die Abteilung Mittelalter. Wir sind zwar, innerhalb dieser Terminologie, einverstanden mit dem Verfasser, wenn er für die Koexistenz plädiert; aber die auch im Westen geläufige Einsicht, dass das Atom-Patt zu einer friedlichen Koexistenz der Ideologie-Systeme nötige, ist im Grund keine: sie wahrt noch immer die Dogmatismen, die den Fortbestand der Menschheit gefährden, sie sanktioniert den Antagonismus, indem sie zwar auf seine Konsequenzen verzichtet, notgedrungen, aber dass dieser Verzicht (auf Selbstmord der Menschheit) nötig ist, heisst doch, dass die Ideologie-Politik vor der Realität versagt. Koexistenz der Ideologie-Systeme, unter Beibehaltung dieser Systeme, ist eine Einigung auf falschem Bewusstsein. Daher mag man es bedauern, dass A. D. Sacharow

Andrej Dmitriwitsch Sacharow, Jahrgang 1921, studierte während des Krieges an der Moskauer Universität und arbeitete nach 1945 an dem Lebedew-Institut für Physik. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften, was die grösste Auszeichnung für einen sowjetischen Wissenschaftler ist, schon mit 32 Jahren. Seine Forschung, so heisst es, führte zur Entwicklung der sowjetischen Wasserstoffbombe. Dreimal erhielt er den Titel eines Helden der Sozialistischen Arbeit, dazu den Lenin-Preis. Seit er an der Wasserstoffbombe arbeitete, sind keine Publikationen von A. D. Sacharow erschienen. Sein Name tauchte 1966 auf, als sechs Mitglieder der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften protestierten gegen die Einführung des Artikels 190 ins Strafgesetzbuch der UdSSR, ein Gesetz, «das der in unserer Verfassung proklamierten Bürgerfreiheit direkt entgegensteht». Erst 1968 erschien wieder ein wissenschaftlicher Aufsatz von A. D. Sacharow in einem Almanach unter dem Titel: «Symmetrie des Weltalls»; es wird angenommen, dass A. D. Sacharow jetzt auf dem Gebiet der Kosmophysik arbeitet. Dass in dem Sammelband «Die Zukunft der Wissenschaft» jeder Verfasser mit einem Foto vorgestellt wird, ausgenommen A. D. Sacharow, ist bemerkenswert; offenbar ist er Träger von Staatsgeheimnissen, seine Person daher strengstens gehütet.

Eine tapfere Broschüre

Bedrohung der Welt durch atomaren Krieg und durch Hunger, darüber sagt die vorliegende Broschüre nichts Neues; auch die Konsequenz, die A. D. Sacharow daraus zieht, ist bekannt: die Notwendigkeit der friedlichen Koexistenz, was allerdings ein euphorischer Name ist für den tatsächlichen Zustand, der nicht mehr als ein Waffenstillstand ist und nicht einmal das, nur Waffenstillstand zwischen den beiden Supermächten als solchen, was sie nicht hindert an militärischen Einmischungen innerhalb ihrer Machtbereiche oder dort, wo es um Erweiterung des Super-Machtbereiches auf Kosten Dritter geht. Was einer Kooperation, die mehr wäre als eine Balance permanenter Drohung und die allein die globalen Probleme zu lösen vermag, entgegensteht, ist bekanntlich die Ideologie. Wieweit A. D. Sacharow in Ideologie verharrt, ist nicht leicht abzuschätzen. Manches in seiner tapferen Broschüre wirkt wie ein ideologischer Kotau, vielleicht nötig, um überhaupt weitersprechen zu können, und es fehlt nicht an dogmatischen Gemeinplätzen. Seine Sprache bleibt oft in der Tradition der Narodniki (Die revolutionären Aszendenten der Bolschewiki im 19. Jahrhundert. Red.). Fürchtet der Verfasser, dass von der Obrigkeit, die er ja in erster Linie anspricht, die Sprache der wissenschaftlichen Intelligenz, deren spektakuläre Ergebnisse sie zieren, nicht verstanden würde? Berufung auf Lenin wie auf einen Kirchenvater, kritikfrei, als wäre es undenkbar, dass ein halbes Jahrhundert wissenschaftlicher Forschung in irgendeinem Punkt über den klassischen Marxismus-Leninismus hinausführen könnte, scheint unumgänglich zu sein, um nicht in den Verdacht der Konterrevolution zu kommen. Dieser Verdacht wäre grotesk. Einiges mag für einen biedereren Funktionär anstössig sein, allein ein beiläufig eingeschobener Ausdruck wie dieser: «die Legende von der proletarischen Unfehlbarkeit». Andere sind für weniger schon in die Verbannung geschickt worden. Aber die Kritik, die hier mit hinreichenden Beispielen vorgebracht wird, ist keinesfalls subversiv; es bleibt system-immanente Kritik. Die Hoffnung lautet auf Sozialismus. Als dessen Widersacher braucht nicht wieder und wieder angeprangert zu werden, was man nicht hat, nämlich der Kapitalismus im Westen; der Widersacher im eigenen Land ist der Stalinismus. Es geht dem Verfasser aber, obschon er unter Stalin herangewachsen ist, nicht um «Bewältigung der Vergangenheit», sondern um die Zukunft, die andere Möglichkeit, die er in der Gegenwart noch immer und immer wieder verhindert sieht:

Eine umfassende Analyse der Entstehung des Stalinismus und seiner Äusserungen enthält die ausführliche, 1000 Seiten starke Monographie von P. Medwedew. Dieses vom sozialistisch-marxistischen Standpunkt aus geschriebene Werk ist leider bis heute nicht veröffentlicht worden.

Zuversichtlicher heisst es:

Unser Land hat jetzt mit der Aufgabe der Reinigung von dem Uebel des Stalinismus begonnen. Wir (...) lernen es, unsere Meinung zu

Heute liegt der Schlüssel zu einer fortschrittlichen Entwicklung des Regierungssystems zum Wohl der Menschheit in der Freiheit des Geistes. Das ist insbesondere von den Tschechoslowaken verstanden worden, und wir müssen zweifellos ihre mutige und für das Schicksal des Sozialismus und der ganzen Menschheit wertvolle Initiative sowohl politisch als auch durch Verstärkung der wirtschaftlichen Hilfe unterstützen.

Die Antwort der Funktionär-Kaste

Inzwischen ist die Antwort, die A. D. Sacharow auf sein Memorandum nicht erhalten hat, weltöffentlich erfolgt; sein Memorandum gestattet immerhin die Vermutung, dass die Antwort des Kreml an die Tschechoslowakei nicht im Einverständnis mit dem ganzen sowjetischen Volk erfolgt ist, zumindest nicht mit dem grössten und aktivsten Teil der Intelligenz. Eine Antwort der Funktionär-Kaste. Wer dabei konterrevolutionär und wer revolutionär ist, die Funktionär-Kaste oder die Intelligenz, die Sacharow vertritt, ist eine terminologische Frage. Sicher wünscht sich der Verfasser kein vorsozialistisches System, nur zeigt sich in seinen Forderungen, was die Russische Revolution übersprungen hat, nämlich die Französische Revolution; hier bleibt ein Nachholbedarf, und darum geht es eigentlich in diesem Memorandum. Eben diese geschichtliche Phasen-Verschiebung, scheint es, erschwert das Verständnis nicht nur gegenüber dem Westen, der einmal bürgerlich geworden ist (was eine Progression war) und in Anpassung an die technische Entwicklung bürgerlich geblieben ist, sondern auch gegenüber westlichen Völkern, die nicht geradewegs aus dem Zarentum heraus, ohne die Errungenschaften der bürgerlichen Revolution, zum Sozialismus gekommen sind. Dass der Stalinismus, der so deutliche Züge von Zarismus hat, als «tragischer Zufall» gesehen wird, verwundert bei einem Wissenschaftler.

Ist das marxistisch gedacht? So könnte man sich auch beim Hitlerismus, statt ihn als immanente Tendenz eines Systems zu sehen, auf den tragischen Zufall berufen. Der Verfasser spricht von Sozialismus. Warum nicht von Kommunismus? Vieles bleibt undifferenziert. Protest gegen Willkür der Aemter, Beschwerden aus bitterer Erfahrung; zugleich wirkt diese Schrift durchaus fromm, als gäbe es keinen Galilei, der weiss, was sich um was dreht; das Begehren nach geistiger Freiheit, vorgebracht ohne Kritik an dem Ideologie-Vokabular überhaupt, muss vage bleiben. Das Ideologie-Vokabular bleibt tabu. Das ist aber schon Verzicht auf geistige Freiheit. Im Grunde ist diese Schrift, fürchte ich, nicht unwälzender als die letzte Enzyklika des Papstes, obschon sie sich mit der Zukunft befasst.

Die Zukunft des Sozialismus hängt heute davon ab, ob es gelingen wird, ihn anziehend zu machen, ob sich die moralische Anziehungskraft der Idee des Sozialismus und der Arbeitsintensivierung als Gegengewicht gegen das egoistische Prinzip des Privatbesitzes und der Kapitalvergrösserung behaupten kann als ein entscheidender Faktor bei der ethischen Bewertung des Kapitalismus und des Sozialismus, ob die Menschen im Zusammenhang mit Sozialismus nicht in erster Linie an eine Beschränkung der geistigen Freiheit oder, schlimmer noch, an faschismus-ähnliche Kultregime denken werden.

Die Argumentation ist moralisch

Ich betone die moralische Seite, da sowohl in der Frage der Sicherstellung von grösstmöglicher Arbeitsauswertung als auch in der Steigerung der Arbeitskapazität, wie in der Sicherung des Lebensstandards des grössten Bevölkerungsteiles, der Kapitalismus und der Sozialismus sich gleich gegenüberstehen.

Vieles in dieser Broschüre, vor allem wenn es um die Einschätzung des kapitalistischen Westens geht, widerspricht der verordneten Unkenntnis; vielleicht ist die Behauptung, «dass es einen qualitativen Unterschied in der Struktur der Gesellschaft der beiden Länder nach dem Merkmal des Güterverkehrs nicht gibt», schon ketzerisch, auch wenn der Verfasser die moralische Superiorität der einen Gesellschaft, der sowjetischen, nie in Frage stellt, im Gegenteil, gerade von diesem Anspruch her setzt der Verfasser an. Das ist pädagogisch. Die Fest-

keine: sie wahrt noch immer die Dogmatismen, die den Fortbestand der Menschheit gefährden, sie sanktioniert den Antagonismus, indem sie zwar auf seine Konsequenzen verzichtet, notgedrungen, aber dass dieser Verzicht (auf Selbstmord der Menschheit) nötig ist, heisst doch, dass die Ideologie-Politik vor der Realität versagt. Koexistenz der Ideologie-Systeme, unter Beibehaltung dieser Systeme, ist eine Einigung auf falschem Bewusstsein. Daher mag man es bedauern, dass A. D. Sacharow, der als Naturwissenschaftler dazu imstande wäre, nicht auf die System-Sprache verzichtet. Gegen das falsche Bewusstsein eben mit dem Vokabular dieses falschen Bewusstseins zu protestieren, das fördert wieder nur das falsche Bewusstsein, indem man dessen Kategorien bestätigt.

Diese Bedenken (sie treffen auch auf unsere eigenen Manifeste zu) können aber nicht vergessen lassen, was diese Broschüre, auch so und gerade so, zu bedeuten hat. Sie ist ein Signal der Not. Denn dass es der sowjetischen Intelligenz heute nicht möglich ist, anders als in der verordneten Terminologie zu sprechen, die nicht ihrer fortschreitenden Erkenntnis entspricht, sondern lediglich zur Legitimation der etablierten Herrschaft dient, das gerade ist ja ihre Not.

Bedenkt

Von Hanns Dieter Hüsch

Bedenkt, dass jetzt um diese Zeit
Der Mond die Stadt erreicht,
Für eine kleine Ewigkeit
Sein Milchgebiss uns zeigt.

Bedenkt, dass hinter ihm ein Himmel ist,
Den man nicht definieren kann,
Vielleicht kommt jetzt um diese Zeit
Ein Mensch dort oben an.

Und umgekehrt wird jetzt
Vielleicht ein Träumer in die Welt gesetzt,
Und manche Mutter hat erfahren,
Dass ihre Kinder nicht die besten waren.

Bedenkt auch, dass ihr Wasser habt und Brot,
Dass Unglück auf der Strasse droht
Für die, die weder Tisch noch Stühle haben
Und mit der Not die Tugend auch begraben.

Bedenkt, dass mancher sich betrinkt,
Weil ihm das Leben nicht gelingt,
Dass mancher lacht, weil er nicht weinen kann,
Dem einen sieht man's an,
Dem andern nicht.
Bedenkt, wie schnell man oft ein Urteil spricht.

Und dass gefoltert wird, das sollt ihr auch bedenken,
Gewiss ein heisses Eisen, ich wollte niemand kränken,
Doch werden Bajonette jetzt gezählt,
Und wenn eins fehlt,
Es könnte einen Menschen retten,
Der jetzt um diese Zeit in eurer Mitte sitzt,
Von Gleichgesinnten noch geschützt.

Wenn ihr dies alles wollt bedenken,
Dann will ich gern den Hut, den ich nicht habe, schwenken.

Die Frage ist:
Soll'n wir sie lieben, diese Welt,
Soll'n wir sie lieben?

Ich möchte sagen:
Wir woll'n es üben.

(Aus dem kürzlich im Sanssouci-Verlag, Zürich, erschienenen neuen Hüsch-Band «Archeblues und andere Sprechgesänge»)